

(Nachdruck verboten.)

12]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Ein Herr sagte ihnen einst, um sie aufzuziehen, an der Tür eines Cafés des Calle de los Sierrpes, daß sie in Bilbao viel Geld verdienen könnten; denn dort gebe es nicht so viele Toreros wie in Sevilla; und die beiden Jungen unternahmen die Reise, ohne einen Centime in der Tasche und ohne anderes Reisegepäck, als ihre Capas, wirkliche Capas, die berühmten Stierfechtern gehört hatten, elende, für einige Realen bei einem Trödler erstandene Lumpen.

Sie schlüpfen sich ungelesen in die Büge ein und verkrochen sich unter die Sitze, aber der Hunger und andere Bedürfnisse zwangen sie, den Reisenden ihre Anwesenheit zu verraten. Die Leute hatten schließlich Mitleid mit den jugendlichen Abenteuerern, lachten über ihr drolliges Aussehen, ihre Hösche und Kampfmäntel und unterstützten sie mit den Ueberbleibseln der mitgenommenen Speisen. Wenn irgend ein Beamter sie in einem Bahnhof entdeckte, so ließen sie von Wagen zu Wagen, oder versuchten auf die Dächer zu klettern, um dort in geduckter Stellung den Augenblick der Abfahrt abzuwarten. Oft wurden sie bei den Ohren gepackt und mußten, nachdem sie eine furchtbare Tracht Prügel erhalten, auf dem Perron eines einsamen Bahnhofes zurückbleiben, während der Zug sich entfernte wie eine entschwindende Hoffnung.

Aber sie kamen bis Madrid, nach einer vielbewegten, oft unterbrochenen und mit Sieben reichlich gesegneten Reise. Auf der Puerta del Sol und in der Calla de Sevilla bewunderten sie die Gruppen beschäftigungsloser Toreros, höherer Wesen, die sie ohne Erfolg um ein Almosen zur Fortsetzung der Reise anzugehen wagten. Ein Knecht des Stierzirkus aus Sevilla empfand Mitleid mit ihnen und ließ sie in einem der Ställe schlafen. Außerdem verschaffte er ihnen den Genuß einer Novillada, das ist einer Corrida mit halbwüchsigen Stieren, in dem berühmten Zirkus beizuwohnen, der ihnen übrigens weniger imponierte als der ihrer Heimatstadt.

Endlich kehrten sie nach Sevilla zurück, wie sie gekommen waren. Aber von da ab hatten sie den heimlichen Reisen auf der Eisenbahn Geschmack abgewonnen und ließen sich in der vorerwähnten Weise nach den Dörfern der verschiedenen andalusischen Provinzen befördern, wo es Festlichkeiten nebst Capas gab. So gelangten sie sogar bis nach der Mancha und Estremadura, und wenn ihr Unstern sie zwang, zu Fuß zu gehen, suchten sie Obdach in Bauernhütten, derer leichtgläubige Insassen über ihr jugendliches Alter und unbertorene Ausdrucksweise staunten, indem sie glaubten, es seien wirkliche Stierfechter.

Bei diesem Vagabundenleben wandten sie oft Mittel an, die eines Indianers würdig gewesen wären. In der Nähe von Landhäusern schlüpfen sie sich, auf dem Bauch kriechend, unvermerkt heran und raubten Obst und Gemüse. Sie lauerten oft stundenlang einem einsamen Huhn auf, packten es unversehens, würgten es, ehe es einen Laut von sich geben konnte, und setzten eilig ihren Marsch fort, um an einer geeigneten Stelle ein Feuertüchlein anzuzünden und das erbeutete Tier halbroh und halbverbrannt, mit der Gefräßigkeit von jungen Wilden, zu verschlingen. Was ihnen eine heillose Angst einflößte, das waren die Wachthunde auf dem Lande. Mit diesen Bestien ließ sich nicht spaßen. Sie witterten die Landstreicher schon von weitem, ließen bellend und zähneseltschend auf sie zu, als ob sie in ihnen die Feinde des Eigentums sofort errieten.

Oft, wenn sie unter freiem Himmel in der Nähe eines Bahnhofs schliefen, in der Erwartung eines vorbeikommenden Zugs, wurden sie von Gendarmen entdeckt. Wenn dann die Hüter des Gefebes die roten Bündel sahen, die den Vagabunden als Stiften dienten, beruhigten sie sich. Sanft nahmen sie ihnen die Mützen ab, und wenn sie des haarigen Anhängels am Scheitel sichtig wurden, entfernten sie sich lächelnd ohne weitere Nachforschung. Es waren keine Strauchdiebe, sondern angehende Toreros, die zu den Capas zogen. Und in dieser Nachsicht lag etwas von der allgemeinen Sympathie für das Nationalvergnügen und von ahnungsloser Ehrfurcht vor dem dunklen Hintergrund der Zukunft. Wer weiß, ob

einer dieser zerlumpte, gründigen Buben nicht einst ein Stern am Firmament der Kunst sein werde, ein großer Mann, der Königen zu Ehren Stiere tötet, der wie ein Prinz lebt, und dessen Taten und Reden in den Zeitungen wiedergegeben werden?

Eines Tages geschah etwas Furchtbares. In einem Dorfe Estremaduras fand eine Capea statt. Um dem ländlichen Publikum, das den „berühmten Sevillaner Toreros“ Beifall klatschte, noch mehr zu imponieren, beschlossen die beiden Jungen, einem alten verdrehten Stier Vanderillas beizubringen. Juanillo heftete der Bestie ein Paar Pfeile in den Nacken und blieb dann neben dem Plankenzaun stehen, um die Ovation der Zuschauer entgegenzunehmen, die in gewaltigem Gändeflatschen und Versprechen von Freiwine bestand. Ein Schrei des Entsetzens zog ihn aus diesem Ruhmesstaumel. Chiripa war vom Boden des Rings verschwunden. Dort blieben von ihm nur die Vanderillas, ein Schuh und die Mütze übrig. Der Stier bewegte sich, wie durch ein Hindernis belustigt, und eines seiner Hörner stak in einem Bündel Kleider, das wie eine Vogelscheuche aussah. Infolge einer heftigen Kopfbewegung des Tieres kollerte die formlose Puppe herunter, einen roten Blutstrom ausschwendend, aber ehe sie den Boden erreichte, wurde sie von dem andern Horn aufgespießt und furchtbar geschüttelt. Schließlich rollte der traurige Ballen in den Staub, und dort blieb er schlaff und unbeweglich liegen, indem er flüssiges ausströmte wie ein durchbohrter Weinschlauch.

Der Viehtreiber ließ seine zahmen Däsen hinein, die den Stier mit sich in den Stall nahmen, denn niemand hätte sich an ihn herangewagt, und der arme Chiripa wurde auf einer Strohmattre in einen dunklen Raum des Gemeindefaßes gebracht, der gewöhnlich als Kerker diente. Sein Kamerad sah ihn da liegen, mit weißem Gesicht, als sei es von Gips, trüben, glasigen Augen und blutgeröteten Kleidern. Vergebens waren die in Wasser und Essig getränkten Tücher, die sie, in Ermangelung von etwas Besserem, auf seine Wunden taten. Das Blut hörte nicht auf zu fließen.

„Leb' wohl, Schusterlein,“ flüsterte er, „leb' wohl, Juanillo!“

Und darauf blieb er stumm. Der Kamerad des Verstorbenen machte sich entsetzt auf den Weg zurück nach Sevilla. Die starren Augen und die hauchenden Abschiedsworte des unglücklichen Gefährten wollten ihm nicht mehr aus dem Sinn. Er hatte ordentlich Angst. Eine zahme Kuh auf der Straße hätte ihn jetzt in die Flucht gejagt.

Er gedachte seiner Mutter und ihrer klugen Ratschläge. War es wirklich nicht besser, das Schusterhandwerk zu erlernen und in Ruhe zu leben? . . . Diese Vorfälle aber dauerten bloß, so lange er sich allein sah.

Raum war er in Sevilla angekommen, so verfiel er wieder dem eigentümlichen Einfluß der Umgebung. Die Kameraden drängten sich um ihn, und er mußte ihnen den Tod des armen Chiripa in allen Einzelheiten schildern. Die Berufstoreros fragten ihn auf der Campaña aus und äußerten ihr Bedauern über das tragische Geschick jenes Gassenbuben, der ihnen oft Gänge besorgt hatte. Juan nutzte die Umstände aus, um sich wichtig zu machen. Er ließ seiner furchtbaren Einbildungskraft die Zügel schießen und erzählte, wie er sich auf den Stier gestürzt, als er den armen Gefährten erfaßt sah, wie er die Bestie beim Schwanz gepackt und eine ganze Reihe von Heldentaten vollbracht hatte, trotz denen der andere in die Ewigkeit befördert worden war.

Der Schreckenseindruck verwischte sich schnell. Torero, nichts als Torero wollte er werden. Andere waren es; warum sollte es nicht auch er werden? Er dachte an die verdorbenen Bohnen und an das harte Brot seiner Mutter, an die Erniedrigungen, die ihn jede neue Hösche kostete, an den Hunger, den er auf all seinen Bügen leiden mußte. Außerdem fühlte er eine unbezwingliche Begierde nach allen Gütern und Genüssen des Daseins; er blickte mit Neid auf die eleganten Equipagen; er blieb nachdenklich stehen vor den Toren der vornehmen Häuser, durch deren Gittertüren er Patios (Höfe) von orientalischer Pracht erblickte, mit Arkaden und bunten Wandfliesen, Marmorböden und sprudelnden Fontänen, die Tag und Nacht ihre flüssigen Perlen in die mit Blumen umgebenen Becken herniederrieseln ließen. Der Würfel war

gefallen. Stierfechter werden oder sterben. Reich sein, seinen Namen in den Zeitungen sehen, von der Menge begrüßt werden, dahin ging sein Sehnen, und sollte es das Leben kosten. Er verschmähte die unteren Stufen des Stierfechtens. Er sah die Vanderillos ebensogut wie die Maestros ihr Leben wagen, um den Lohn von vierzig Duros (160 Mark) für jede Corrida, ohne andere Aussicht als die, mit den Ersparnissen irgendein bescheidenes Geschäft aufzumachen, oder eine Anstellung im Schlachthause zu erhalten. Viele starben im Greisenalter im Spital; andere bettelten die jüngeren Berufsgenossen an. Fort mit den Vanderillas; er wollte unter keinen Umständen sich einer Cuadrilla anschließen, um sich jahrelang dem Despotismus eines Maestros zu fügen. Seine Absicht war, von Anfang an Stiere zu töten und als Espada in der Arena aufzutreten.

Das Unglück des armen Chiripa verlieh ihm ein gewisses Ansehen unter seinen Gefährten und er bildete eine Cuadrilla, eine Truppe von zerlumpten Burschen, die unter seiner Anführung in den Capeas der kleinen Ortschaften auftrat. Sie hatten Respekt vor ihm, weil er der tapferste und bestgekleidete von allen war. Einige Freundinnen von der Straße, durch die männliche Schönheit des inzwischen achtzehn Jahre alt gewordenen „Schusterleins“ und durch den Reiz seines Bopses angelockt, stritten sich in geräuschvollem Wettbewerbs um die Ehre, seine äußere Erscheinung zu begünstigen.

Er verkehrte mit den wirklichen Toreros; er konnte es sich leisten, den alten, abgedankten Vanderillos, die von den Großtaten der berühmten Maestros erzählten, Gläser Wein zum besten zu geben. Es stand fest, daß mehrere Beschützer zu Gunsten dieses Jungen tätig waren, um ihn bei der ersten günstigen Gelegenheit in einer Novillada des Sevillaner Birkus debütieren zu lassen.

Das „Schusterlein“ war bereits Matador. Eines Tages hatten seine Gefährten ihn in Lebrija, als ein lebhaftes Stierchen in den Ring stürzte, dazu angeregt, den großen Wurf zu wagen. „Bist Du so kühn, ihn niederzumachen?“ Und so kühn war er. Er tötete den Stier mit einem einzigen Degenstich, und angefeuert durch die Leichtigkeit, mit der dies vor sich gegangen war, fand er sich bei allen Capeas ein, wo ein Novillo zu töten war, und auf allen Landgütern, wo Stiere geheßt und gestochen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

7) Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Böns.

IV. Der Sieger.

„Eh? Was ist zu sagen? Ich spreche nie als Wahrheit, wenn ich sage, Bud ist sich zwei Teufel.“

Es war François, der so sprach, als Spitz am anderen Morgen nicht zur Stelle war, und Bud über und über mit Wunden bedeckt heranhielt. Er zog ihn näher an das Feuer, um zu sehen, wo zu helfen war.

„Das Spitz heißt doch wie Teufel“, meinte Perrault kopfschüttelnd.

„Und das Bud wie zwei Teufel. Das ist was ich sagen immer“, war François' Antwort. „Aber kein mehr Spitz, kein mehr Kerger.“

Während Perrault den Schlitten packte, rief François den Hund. Als eingeschirrt wurde, hinkte Bud auf den Platz, den sonst Spitz als Leithund eingenommen hatte. Aber François bemerkte es nicht und stellte Solleks in die von Bud ersehnte Stelle. Wie eine Furie aber fuhr Bud auf Solleks los, warf ihn zur Seite und nahm den Platz ein.

„Nun?“ François rief es verwundert. „Was sehen ich? Das Bud töten Spitz und nehmen seine Stelle. Weg da, ich sage.“

Aber Bud ging nicht. Da nahm er ihn am Nackenfell, stieß ihn zur Seite und brachte Solleks wieder an die Spitze. Der alte Hund gehorchte nicht gern und zeigte deutlich, daß er sich vor Bud fürchtete, doch François achtete nicht darauf. Aber als er den Rücken drehte, war Solleks wieder zur Seite geschoben, und Bud stand an seiner Stelle.

François war wütend. „Bei die Himmel, ich werde dir zeigen“, rief er und griff nach einem Stod. Aber Bud, der den Mann in der roten Jade in gar zu guter Erinnerung hatte, wich schnell zurück. Als Solleks wieder auf seinem Platze stand, wurde er nicht verdrängt. So nahe heran kam Bud nicht mehr. Er sah wohl zu, aus dem Bereich des Knüppels zu bleiben, auch achtete er gut auf, daß er nicht etwa unversehens ihm an den Kopf klopfte. Mit Knüppeln hatte er seine Erfahrungen gemacht.

François fuhr fort, die Hunde einzuschirren, doch als die Reihe an Bud kam, war alles Ruhen vergeblich. Selbst als der Knüppel fortgeworfen war, kam er nicht näher. Als Leithund wollte er vor dem Schlitten gehen oder überhaupt nicht.

Auch Perrault hatte kein Glück mit ihm. Wohl eine Stunde dauerte das Schauspiel. Warfen sie Stöde nach ihm oder Eisstücke, dann wußte er sich geschickt zu decken. Sie schrien und fluchten, verwünschten ihn und seine Rindeskinder. Er aber knurrte nur und fleischte die Zähne dicht vor ihnen; nur knapp aus dem Bereich von Stod und Peitsche, hegte er sie rund um den Lagerplatz.

François war der Erste, der die Geduld verlor. Er kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr. Perrault sah nach der Uhr und fluchte. Die Zeit verging, und eine halbe Stunde hätten sie schon unterwegs sein müssen. François fuhr sich mit seinen fünf Fingern durch das Haar, schüttelte den Kopf und sah seinen Genossen fragend an. Der zuckte nur mit den Achseln. Da ging er hin, nahm Solleks die Stränge ab und rief Bud. Bud lagte, wie Hunde eben lachen können, blieb aber, wo er war. Das Gespann stand fertig da, kein anderer Platz für Bud war da, als nur der an der Spitze. Noch einmal rief er, aber Bud kam nicht.

„Wirf den Stod weg“, befahl Perrault. Es geschah. Langsam und würdevoll schritt Bud daher, warf einen stolzen Blick auf die anderen Hunde und stellte sich an die Spitze des Gespannes. François legte ihm die Stränge an, und in demselben Augenblick saufte das Gespann über die glatte Bahn des Flusses dahin, daß die beiden Männer laum zu folgen vermochten.

Waren die beiden Männer sich eben einig darüber geworden, daß zwei Teufel in Bud steckten, so merkten sie bald, daß auch etwas anderes in ihm steckte, nämlich ein vorzüglicher Leithund. Wo es auf Vorsicht ankam, auf überlegenes, schnelles Denken, da übertraf er sogar Spitz, den François bislang als den besten Führer kennen gelernt hatte.

Dasch und Solleks hatten nichts gegen Buds Leitung einzusetzen; ihre Arbeit war zu ziehen, mit allen ihren Kräften zu ziehen, und alles andere war ihnen gleich; sogar Bills hätte ihretwegen Leithund sein können. Die anderen aber waren in der letzten Zeit oft auffällig geworden und hatten von Bud nichts weniger als eine so strenge Herrschaft erwartet.

Reiß, der hinter Bud ging, strengte sich nie mehr an, als durchaus notwendig war, um die Stränge stramm zu halten. Jetzt aber konnte er sich nicht mehr von der Arbeit brüden, dafür sorgten Buds scharfe Zähne gründlich, und ehe der Tag zu Ende ging, hatte Reiß ziehen gelernt, wie nie in seinem Leben. Am ersten Abend gleich bekam auch Joe seinen Denkfettel. Was Spitz nie gelungen war, das brachte Bud schon allein durch das Gewicht seines Körpers fertig. Er bearbeitete ihn so unbarmherzig, daß er ein für alle Mal den Widerstand aufgab.

Der ganze Ton in dem Gespann war besser geworden; die alten Zeiten der Einigkeit und des Friedens waren wieder eingezogen. In Rink Rapids kamen wieder zwei neue Hunde dazu, ganz rohe, ungearbeitete Wolfspitze, und die Geschwindigkeit, mit der Bud sie zu bändigen verstand, rief die helle Begeisterung von François hervor.

„Nimmermehr ist da solch eine Hund als das Bud, nimmermehr! Er ist sich wert eintausend Dollar, ist sich mehr wert als das; das ist was ich sagen!“

Und Perrault nickte. Er hatte jetzt schon den Rekord gebrochen und gewann von Tag zu Tag noch mehr. Die Bahn war in ausgezeichneter Verfassung, festgetreten und nicht zu glatt; Neuschnee war nicht zu befürchten, und auch zu kalt war es nicht. Einer der Männer sah jetzt wohl auch einmal auf dem Schlitten, während der andere auf Schneeschuhen nebenher lief und steuerte.

Seit sieben Tagen hatten sie nun täglich vierzig Meilen zurückgelegt und waren schon auf der Hauptstraße nach Staguai. Allwärts fanden die beiden Männer jetzt Gelegenheit zu einem tüchtigen Trunk, und allwärts war das Gespann der Mittelpunkt der Anteilnahme. Am vierzehnten Tage sahen sie die Lichter der Feststadt und der Schiffe im Hafen. Sie wurden mit Jubel begrüßt. Es war eine Fahrt, wie sie noch keiner gemacht hatte. Waren sie doch den Dreißigmeilensturz in einem Tage hinuntergefahren, wozu sie auf dem Hintwege zehn gebraucht hatten.

Dann kam ein neuer Auftrag für Perrault und François. Zum letzten Male rief der kleine Mulatte die Hunde zu sich, drückte sein schwarzes Gesicht in Buds zottiges Fell und weinte. Bud sah weder Perrault noch François wieder; sie verschwanden aus seinem Leben, wie schon so viele Menschen.

Es war wieder ein Mulatte, der ihn und auch elf andere Hunde auf der nächsten Reise führte. Die Fahrt ging wieder nach Dawson. Es war dieses Mal aber kein Eisschlitten, sondern der gewöhnliche Postschlitten, dem er zugeteilt war. Sie hatten Nachrichten aus aller Welt an die Leute zu befördern, die da oben im hohen Norden nach einem gelben Metall suchten, das die Menschen Gold nannten.

Es war eine schwere Arbeit, und Bud tat sie nicht gern, aber willig, und er sorgte auch dafür, daß die anderen ihrer Pflicht nachkamen. Es war ein eintöniges Leben; ein Tag verging wie der andere, obwohl viel mehr Hunde, Schlitten und Menschen zusammen waren, als bei seiner ersten Fahrt. Jeden Morgen wurde ein Feuer angezündet und Frühstück gekocht; dann wurden die Zelte aufgerollt, die Hunde eingeschirrt und fort ging es, bis daß

die Dämmerung hereinbrach. Dann wurde wieder das Lager aufgeschlagen. Einige Leute holten Feuerholz, andere trugen dem Koch Eis oder Wasser zu, hatten Fichtenzweige klein und breiteten die Schlaffsäcke darauf aus.

Auch die Hunde belamen dann ihre Mahlzeit. Das war das einzige, was etwas Abwechslung in das Dasein brachte. Es waren auch wieder einige Kaufbolde unter den Hunden, aber nach drei größeren Balgereien, aus denen Bud als Sieger hervorging, fand es keiner mehr lohnend, einen Streit anzufangen. Er brauchte nur das Rückenhaar zu sträuben und die Zähne zu zeigen, so gingen sie ihm schon aus dem Wege.

Am besten gefiel es ihm, wenn er am Feuer liegen durfte. Die Hinterbeine zog er unter den Körper, streckte die Vorderbeine weit von sich und legte den Kopf darauf.

So blinzelte er schläfrig in die Flammen. Manchmal wanderten die Gedanken zurück in seine Heimat, und er sah das weiße Haus vor sich, die klaren Fluten des Sees, Luit, den dicken Kops, und Bella, die kleine Pinscherhündin. Oester aber auch dachte er an den Mann in der roten Jacke, an den Tod von Jottel und an Spih, seinen Todfeind. Heimweh hatte er nicht. Der sonnige Süden lag zu weit hinter ihm, und zu viel war inzwischen geschehen, als daß sein Bild anders als nur ganz verschwommen hätte in seinem Gedächtnis auftauchen können. Viel klarer sah er dagegen ein anderes vor sich. Und das war merkwürdigerweise nicht einmal aus der Erinnerung an ein eigenes Erlebnis. Und doch war ihm alles so bekannt. Es war das Erbe seiner Vorfahren, deren Erinnerung, die lange in ihm geschlafen hatte und nun erwachte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Berliner Arbeiterbibliothekswesen.

Von Josef Klübe.

II.

Die Berliner Arbeiterbibliotheken im Jahre 1909.

Am es vorweg zu sagen: die Zahl der ausgeliehenen Bücher ist im Verhältnis zur Zahl der als Leser in Betracht kommenden Organisationsmitglieder nicht hoch. Jedoch muß man, wie schon bemerkt, die starke Benutzung der Heymannschen Bibliothek hierbei in Betracht ziehen. Ueberhaupt bei den kleineren Bibliotheken, in denen zumeist die vom Leser gewünschten Werke fehlen, kann das Interesse der Mitglieder an der Bücherei ihres Verbandes nur ein sehr geringes sein. Auch werden die Ausleihebedingungen meistens im eigenen Verbands nicht so befolgt, als in einem fremden Institut, und es befindet sich daher das Buch sehr oft über Gebühr lange in den Händen eines Lesers, indes der andere sich außerhalb des Verbandes darum bemüht. Zur Verkräftigung des Gesagten sei angeführt, daß die Strafgebühren für überlanges und unerlaubtes Behalten eines Buches bei den Transportarbeitern nicht weniger als 360 M. und bei den Buchdruckern 160 M. im letzten Jahre betragen. Einzelne Verbände haben ihre Bibliotheken wochen- und monatelang aus irgend einem Grunde geschlossen gehalten, schon deshalb waren die Mitglieder gezwungen, ihren Bedarf auswärts zu befriedigen. Daß die Lesesziffer in den einzelnen Quartalen stark von der Arbeitsgelegenheit abhängig ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Am jedoch eine tatsächliche Unterlage zu geben, sei bemerkt, daß z. B. die Zahl der ausgeliehenen Bände bei dem Verbands der Kürschner im 1. Quartal 1909 567 betrug, im 4. dagegen nur 261.

Die Gesamtziffer der ausgeliehenen Bände während des letzten Jahres beträgt 126 918. Die verausgabte Summe für Neuanschaffungen, also Ergänzung des Buchbestandes, beziffert sich im Jahre 1909 nach den Angaben der Organisationsleiter auf 18 888 Mark. Zum Vergleich sind die einzelnen Posten jeweilig bei den betreffenden Organisationen in der nachfolgenden Tabelle mit angegeben.

Verein	Bestand	Entleihungen	Aufwendung in Mark
Arbeiterbildungsschule	2066	9242	514
Barbiere	300	260	189
Bäder	500	1495	198
Bildhauer	1378	2113	867
Böttcher	119	29	135
Brauereiarbeiter	452	689	100
Buchbinder	1835	4008	100
Buchdrucker	4500	14308	490
Buchdruckereihilfsarbeit	650	1166	150
Bureauangestellte	250	—	—
Fabrikarbeiter	621	641	60
Gastwirtsgehilfen	722	3944	233
Gärtner	478	750	50
Glasarbeiter	230	372	85
Glafer	1000	900	—
Holzarbeiter	3850	12409	2430
Hutmacher	50	wird fast gar nicht benutzt	—
Kupferschmiede	500	465	50
Kürschner	579	1578	52

Verein	Bestand	Entleihungen	Aufwendung in Mark
Lithographen	1184	2789	1000
Malier	1478	1274	800
Maurer	2318	4640	202
Maschinisten	202	80	25
Metallarbeiter	10239	48852	9226
Musiker	112	74	100
Mühlenarbeiter	102	78	—
Porzellanarbeiter	350	462	—
Rüger	370	202	—
Sattler	788	1580	45
Schiffbauer	48	48	90
Schmiede	591	1175	259
Schneider	622	674	—
Schuhmacher	609	539	127
Städtische Arbeiter	800	2078	300
Studienteure	113	30	—
Tapezierer	525	930	200
Textilarbeiter	550	384	—
Töpfer	875	654	178
Transportarbeiter	8500	11110	678
Wäschearbeiter	156	465	64
Xylographen	136	84	45
Zimmerer	760	503	956

Am stärksten benutzt wurde die Bibliothek der Gastwirtsgehilfen, bei denen durchschnittlich das Buch fünfmal ausgeliehen wurde. Dann folgen die Metallarbeiter, die eine viermalige Entleihung erzielten. Die Buchdrucker, Transportarbeiter, Holzarbeiter und Bäder mit einer je dreimaligen durchschnittlichen Ausleihe. Jedoch gibt auch dieses kein unbedingt klares Bild, da einmal auch die Höhe der Mitglieder in Frage kommt und zum andern auch die starke Benutzung der Heymannschen Bücherei beeinflussend wirkt. Die Bibliothek der Metallarbeiter war im letzten Jahre infolge Renovierung drei Monate geschlossen und die der Böttcher gar 11 Monate.

Aus räumlichen Gründen und auch aus Mangel an einer getreuen Statistik bei verschiedenen Vereinen kann hier kein tabellarisches Material über die Benutzung der einzelnen Literaturgebiete gegeben werden. Es ist selbstverständlich, daß die Unterhaltungsliteratur den ersten Platz einnimmt, auch schon deswegen, weil die Frauen und Kinder stark an den Entleihungen teilhaben und diese für die wissenschaftlichen Gebiete schwerer zugänglich sind, als die männlichen Leser. Aber es muß doch gesagt werden, daß die Verteilung etwas ungesund ist; auf die Unterhaltungsliteratur entfallen z. B. bei den Mannern drei Viertel, bei den Sattlern und Portefeuliers sogar vier Fünftel der Gesamtentleihungen. Nun wäre wohl dagegen nicht allzu viel einzuwenden, wenn vorwiegend gehaltvolle Werke gelesen würden. Dem ist nun leider durchaus nicht so. Von den 384 ausgeliehenen Büchern des Textilarbeiterverbandes entfallen auf die klassische Literatur (klassisch im umfassendsten Sinne) nur 17 Bände, während die leichtere Belletristik 179 Entleihungen aufweist. Noch viel krasser tritt diese Erscheinung bei der stark frequentierten Bibliothek der Transportarbeiter zu tage. Während hier Dumas von 779 Lesern gelesen wurde, Buch von 364 und Gerstäder von 444, entfielen auf Lessing nur 3, auf Goethe 12, auf Schiller 18, auf Heibel 6, auf Hauff 5, auf Börne und Grillparzer je 3, auf Björnson 4 und auf Ibsen 7 Entleihungen. Nicht viel anders sind die Ergebnisse einer Autorentabelle bei den anderen Vereinen. Vielleicht läßt sich dieser Uebelstand durch belehrende Vorträge innerhalb der Organisationen oder durch geeignete Aufsätze in der Fachpresse beheben, und das wird nötig sein. So ist zum Beispiel bei den Buchdruckern der am stärksten gelesene Autor Karl May — vielleicht ist diese Erscheinung darauf zurückzuführen, daß hier die Lehrlinge an der Bibliothek teilnehmen. Auch in der Abteilung Geschichte kann ich der hier nach den unwissenschaftlichen „Gekrönten Häuptern“ oder den Cordinschen Schriften bei aufklärten Arbeitern nicht zustimmen.

Die meisten Bibliotheken werden im Nebenamt geleitet, daher kann auch der mit der Bücherabgabe betraute Genosse aus Mangel an Zeit auf eine Kontrolle seiner Leser oder auf die Erteilung von Ratsschlüssen fast gar keine Sorgfalt verwenden. Das ist ein Uebelstand, den die Organisationen nach Möglichkeit abzuschaffen bestrebt sein sollten. Denn ein rühriges Lesebedarf ist vorhanden, es muß nur in gesündere Bahnen gelenkt werden.

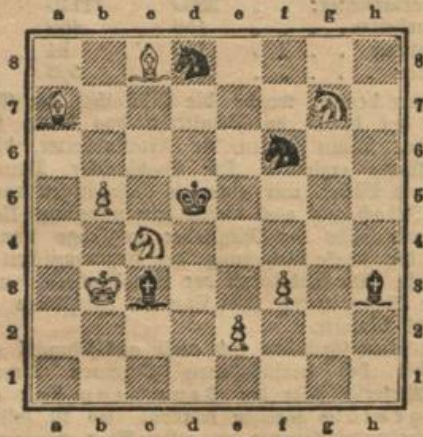
Kleines feuilleton.

Guillotin als Feind der Guillotine. Wie der Arzt Dr. Guillotin, der Erfinder oder vielmehr Wiedererfinder und Verbesserer der nach ihm benannten Guillotine, sich als Feind seiner eigenen Erfindung betätigte und den bestimmten Opfern des von ihm verbesserten Fallbeils raschere und schmerzlosere Wege des Todes erschloß, wird in den „Feuilles d'Histoire“ nach den Erinnerungen des Politikers und späteren Polizeipräsidenten Veugnot erzählt. Während der „Herrschaft des Schredens“ kamen in den Gefängnissen zahlreiche Selbstmorde durch Gift vor; viele der für die

Guillotinen bestimmten Opfer der Revolution wußten sich, um dieser Todesart zu entgehen, keine Pastillen mit Laudanum zu verschaffen, die für ihren Zweck so gut zusammengesetzt waren, daß ihr Genuß den raschen und schmerzlosen Tod zur Folge hatte. Wer aber lieferte ihnen diese Pastillen? Es war kein anderer als Doktor Guillotin selbst, der auf diese Weise „seiner“ Guillotine die Opfer zu entreißen sich bemühte. Darin liegt übrigens, so seltsam es klingen mag, keinerlei Widerspruch, denn Doktor Guillotin war an sich eine edle und menschenfreundliche Natur, und seine Erfindung hatte ursprünglich nur den Zweck gehabt, die mittelalterlich-barbarische Hinrichtungsart durch das Veil durch eine raschere und verhältnismäßig jedenfalls weit menschlichere zu ersetzen. Daß seine Erfindung zur Massenhinrichtung politischer Gefangener benutzt werden würde, hatte er weder beabsichtigt, noch geahnt, und das Bewußtsein, daß sein Name für immer mit der verhängnisvollen Erfindung verbunden sein würde, vergiftete sein Leben.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.



R. Hollstein 2 ♣

Nachdem wir in den bisherigen 4 Spalten wenigstens das Allereffektivste aus dem „Damengambit“ in großen Zügen gebracht haben, werden wir die nötigen Ergänzungen und variantenmäßigen Feinheiten der stärksten Verteidigung mit 1. d4, d5; 2. e4, e6! allmählich den Lesern in analytischer, zusammengebrängter Form in den künftigen Spalten in Vorschüben bieten. Einstweilen wollen wir zur zweitwichtigsten Eröffnung, nämlich der sogenannten „Französischen Partie“ übergehen. Nachstehend eine zwischen E. Altapinski (Weiß) und S. Defendorow (Schwarz) mit dieser Eröffnung in St. Petersburg gezielte Partie.

1. e2-e4 Wir haben gesehen (5. März), daß der Doppelschritt des anderen Zentrumsbauern (1. d2-d4) die Schattenseite hatte, daß er zwar e7-e5 verhinderte, doch war dann e2-e4 nicht gut erreichbar. Der Tertzug erscheint deshalb stärker, weil er die Möglichkeit von d2-d4, also den Doppelschritt beider Zentrumsbauern, sich vorbehält.

2. e7-e6 Dieser Zug gibt der Eröffnung den Namen „Französische Partie“, weil diese im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts von berühmten französischen Meistern (Philidor und hauptsächlich Labourdonnais) vielfach angewendet wurde. Der Tertzug bereitet den mit 1. e2-e4 insofern verbündeten Zug d7-d5 vor, als beim sofortigen 1. d5; 2. e×d5, D×d5; 3. Sc3, Da5; 4. d4 Schwarz zum Doppelschritt der anderen Zentrumsbauern schwerlich kommen könnte. 3. 3.: 4. e5?; 5. De2 nebst event. f2-f4 zugunsten von Weiß. Nicht aber Schwarz in analoger Weise 1. e7-e6, so kann Weiß sowohl mit 2. Sf3 als mit 2. d4 oder 2. f4 den exponierten Be5 angreifen und hierdurch den wichtigen Entwicklungszug d7-d5 lange Zeit verhindern, während ihm selbst d2-d4 fast immer noch zu Gebote steht. Auf den Tertzug hingegen kann der Gegner das sofortige Folgen von d7-d5 kaum mehr verhindern. Die genaue Kenntnis der „Französischen Partie“ ist insofern äußerst wichtig, als diese Eröffnung

mit dem Damengambit zur Not die ganze, unerlässlich notwendige Eröffnungslehre erschöpft, so daß man durch Anwendung dieser beiden Eröffnungen allein allen anderen einfach aus dem Wege gehen kann, und demnach deren Studium sich zur Not sparen kann.

2. d2-d4 Weiß hat nichts Besseres. Die gegebene Stellung könnte auch aus der Zugfolge: 1. d4, e6? 2. e4 entstehen. Jedoch würde Weiß weit stärker mit 2. e4 antworten, um nach 2. d5 die uns schon bekannte, für Schwarz ungünstige Verteidigung des „Damengambits“ (1. d4, d5; 2. e4, e6?) herbeizuführen. Wir wissen, daß die Schattenseite dieser letzteren Verteidigung in der Einschränkung des Lc8 bestand. Nun könnte man anscheinend der „Französischen Partie“ denselben Mibstand vorwerfen. Dies ist jedoch nicht der Fall, weil in der letzteren Schwarz mit

2. d7-d5 den Be4 angreift und diesen „Angriff“ auch verstärken kann, wie wir weiter sehen werden. Hingegen war im Damengambit bei 1. d4, d5; 2. e4, d5 nur der Be4 angegriffen und eine Verstärkung des Angriffs auf den Punkt e4 war eben nicht möglich. In diesem wesentlichen Unterschiede an Angriffsmöglichkeiten ist der Grund zu suchen, weshalb wir bei 1. d4, d5; 2. e4 die Antwort 2. e6? mit einem Fragezeichen versehen; während bei 1. e4 der Antwort 1. e6 fast ein Ausdruckszeichen gebührt.

8. Sb1-e3 Die üblichste Dedung des angegriffenen Be4, um die Einschränkung des Lc8 aufrecht zu erhalten; da bei 3. e×d5!, e×d5 eine ganz ausgeglichene (symmetrische) Position entstehen würde, in der Lc8 ebenso frei wäre wie Lc1. Die Dedung 3. f3? scheitert an 3. d×e4; 4. f×e4, Dh4?; 5. g3, De4? zc. Die Folgen anderer hier möglicher Dedungszüge werden wir ein andermal erledigen.
3. Sg8-f6! Verstärkt den Angriff auf den Be4. Schwächer wäre zum selben Zweck der Fesselungszug 3. Lb4 wegen 4. e×d5, e×d5; 5. Ld3. Der schwarze Königsläufer hätte auf b4 keine günstige Verwendung, 3. 3.: 5. c5; 6. d×c5, d4 (Ober 6. L×c5?; 7. S×d5!, D×d5?; 8. Lb5? mit Damengewinn); 7. a3, La5; 8. b4, d×c3; 9. b×a5, D×a5; 10. Se2, D×e5; 11. Lc3, De7; 12. Ld4 zc. Weiß gewinnt den Bauer mit überwältigendem Vorsprung in der Entwicklung zurüd.
4. Lc1-g5 Dieser sehr übliche Fesselungszug geschieht zur Verteidigung des Be4. Am einfachsten wäre 4. e×d5!, e×d5, moornach jedoch Lc8 befreit wäre. Minder gut ist: 4. Ld3, c5. (Auch auf 4. f3 kann 4. c5 mit Erfolg gesehen); 5. d×c5, d×e4!; 6. S×e4, S×e4; 7. L×e4, D×d1?; 8. K×d1, L×c5 zc. Weiß ist „derochiert“. (Darf nicht mehr rochieren.) Die Folgen von 4. e4-e5 bringen wir ein anderes Mal.
4. Lf8-e7! Be4 ist nun wiederum angegriffen. Bei 4. Lb4; 5. e5!, h6; 6. Lc3, Se4; 7. Dg4 zc. würde sich Schwarz unnützen Verwickelungen aussetzen. (7. S×c3?; 8. D×g7, Se4; 9. e3, L×c3?; 10. b×c3 nebst event. L×h6.)
5. e4-e5 Zum letzten Male bietet sich hier die Gelegenheit, mit 5. e×d5!, e×d5 (S×d5! käme in Betracht) die Partie auszugleichen. Bei 5. f3?, S×e4!; 6. L×e7, S×c3; 7. L×d8, S×d1; 8. L×c7, S×b2; 9. Tb1, Sc4 zc. gewinnt Schwarz einen Bauer. Ebenso bei 5. Ld3, S×e4; 6. L×e7, D×e7; 7. S×e4, d×e4; 8. L×e4, Db4? nebst D×b2.

In einer künftigen Spalte werden wir die Variante 5. L×f6 berüchtigen. Die „Französische Partie“ ist äußerst kombinations- und variantenreich. Deren genaues Studium ist demnach der Hebung der Spielstärke sehr förderlich.
5. Sf8-d7! 6. Lg5×e7 Dd8×e7 7. Sc3-b5 Um 12. März 1910 spielten gegen Alapin in Hamburg die Herren Studt und Treinat in Beratung: 7. Ld3, 0-0; 8. f4, e5; 9. Sb5? und gewonnen. Alapin, der simultan (gleichzeitig mit einer anderen Beratungspartie) spielte, überließ, daß er mit 9. c4! (drohend Db4?) sofort gewinnen konnte, 3. 3.: 10. L×h7?, K×h7;

11. Sc7, S×e5; 12. Dh5?, Kg6; 13. D×e5, Sc6 zc. Die ältere Spielweise 7. Dd2 ein anderes Mal.
7. Sa7-b6! 8. c2-c3 a7-a6 9. Sb5-a3 f7-f6! 10. Lf1-d3 Bei 10. f4, f×e4; 11. Dh5? (Ober 11. f×e5, Dh4?; 12. Kd2, Dh6? zc. mit Verrohierung) 11. Kd8; 12. f×e5, Sa4 geht ein Bauer verloren, 3. 3.: 13. Tb1 (oder De2), S×c3 nebst eventuell D×a3. Bei 10. e×f6, g×f6 nebst event. e6-e5 erlangt Schwarz starke Zentrumsbauern. Auch 10. Sf3, c5; 11. Le2, Sc6; 12. 0-0, f×e5; 13. d×e5, De7 zc. ist für Weiß ungünstig.
10. f6×e5 11. Dd1-h5? De7-f7 Kd8 nebst event. Sa4 kann Schwarz der vorhergehenden Anmerkung analog einen Bauer gewinnen.
12. Dh5×e5 Sb8-c6 13. De5-e3 e6-e5!! Ein Bauernopfer von großer Kraft. 14. d4×e5 Lc8-f5! Zweifelhafter ist 14. 0-0 wegen 15. Se2! nebst event. f2-f4
15. Ld3×f5 Vorsichtiger war 15. Sf3, 0-0; 16. 0-0, L×d3; 17. D×d3, Df4; 18. Ta e1, Ta e8; 19. De3, D×e3; 20. T×e3, Te7; 21. Tfe1, Tfe8; 22. b3 (22. Sc2, Sc4), 22. Sd7; 23. e6, Sf6; 24. Sc2, Sd8; 25. Sd4, c5; 26. Sf5, T×e6 zc. mit annäherndem Ausgleich.
Ungünstig ist 15. 0-0-0, L×d3; 16. T×d3, 0-0; 17. Sf3, Dg6; 18. Tg1?, T×f3!; 19. D×f6, S×e5 zc.
15. Df7×f5 16. f2-f4 d5-d4! 17. c8×d3 Sb6-d5 18. De3-f3 Auf 18. Df2 folgt 18. S×f4 mit der Drohung Sd3?

18. Sc6×d4!! 19. Df3×d5 Ta8-d8 20. Dd5×b7 Auf 20. De4 folgt ebenfalls 20. D×f4 und Schwarz droht 21. De3?; 22. Se2, b5 mit Damengewinn
20. Df5×f4 21. Db7×a6 Alles andere verliert ebenfalls 21. Df4-e3? 22. Sg1-e2 Sd4-c2? 23. Sa3×c2 De3-d2? 24. Ke1-f2 0-0? 25. Kf2-g3 Auf 25. Kg1 folgt 25. Dd1? nebst 2+
25. Td8-d3? 26. Kg3-h4 g7-g5? 27. Kh4-h5 Dd2×e2? 28. Kh5-h6 Td3-h3? 29. g2×h3 De2×a6? 30. Kh6-h5 Da6-g6? 31. Kh5-g4 Dg6-e4? 32. Kg4×g5 De4-g6? 33. Kg5-h4 Tf8-f4+.

Berichtigung. Im Schlußpassus unserer Spalte vom 9. April hat sich ein Versehen eingeschlichen, indem einige Züge ausgelassen worden sind. Statt „19. Te1, Da2; 20. Te2 mit Damengewinn“ lese man: 19. Sc7, Tb8; 20. Te1 (Stärker ist 20. Ld5, De3; 21. Sb5) 20. Da2; 21. b5, Sa5; 22. Da4, b6; 23. Ld5, Db2?; 24. Te2 mit Damengewinn.
Schachnachrichten. Aus der monatlichen „Arbeiter-Schachzeitung“ erfahren wir die Gründung folgender neuer Arbeiter-Schachvereine: in Düsseldorf in der „Volkskassette“, Fliegerstraße, Freitag; Mannheim „Zur neuen Schillerhalle“, Emil-Hedelfstr. 28, Montag und Freitag; München Nord, „Luisengarten“, Luisenstr. 81, Donnerstag; Schweinfurt, „Blaue Glode“, Bauerngasse 10. Mit den bisherigen haben wir jetzt 32 Arbeiter-Schachvereine. Die erfreuliche Bewegung greift also um sich!
Im Korrespondenzturnier der „Wiener Schachzeitung“ hatte der Münchener Arbeiter-Schachklub in einer der Gruppen teilgenommen. Der letztere erringt nun den ersten Preis, indem er seine sämtlichen fünf Gegner (aus bürgerlichen Kreisen) geschlagen hat.